

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 13 (1929)
Heft: 3-4

Artikel: Römische Sprachreinheit
Autor: H.St.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419653>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

heilbaren Krankheit. Das Wort Spital ist auch schon sehr früh ins Deutsche aufgenommen worden, aber meistens mit sächlichem Geschlecht, weil es abgeleitet ist aus dem sächlichen lateinischen Eigenschaftswort *hospitale*, zu dem man sich ein sächliches Dingwort denken muß. Die altertümlichste Form ist *Hospitale*, dann *Hospital*, aber schon aus dem 12. Jahrhundert sind die abgekürzten Formen *Spitale* und *Spital* bekannt, und schon aus dem 13. Jahrhundert die Form mit deutscher Betonung (auf der ersten Silbe, mit Abschwächung der zweiten): *Spittel*. Das Wort ist seinem Ursprung nach sächlich (eine nicht sächliche Form findet sich im Spätlatein ganz vereinzelt) und ist es im allgemeinen geblieben, wenigstens in den Formen *Hospital* und *Spital*, während für die volkstümliche Form *Spittel* schon mittelhochdeutsch neben dem sächlichen Geschlecht aus irgend einem Grunde, vermutlich nach einem falschen Muster, das männliche auftritt und sich mundartlich erhalten hat; es kommt auch in der schwäbischen und bairischen Mundart vor; ja Uhland hat sogar einmal sein Schriftdeutsch damit mundartlich gefärbt. Es ist also nicht einmal ein untrügliches Kennzeichen der Söhne Tells; die richtigen Schwaben und die ehemaligen Untertanen der Wittelsbacher brauchen es auch. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß heute so ziemlich alle guten deutschen und deutschschweizerischen Schriftsteller und außer dem Schriftleiter der „Thurgauer Zeitung“ fast alle gebildeten Deutschschweizer schreiben das *Spital*, wie es dem Ursprung entspricht. Diesen Ursprung — so erklären ihn wenigstens alle Wörterbücher außer denen von Frauenfeld — kann man wohl kaum einen Unfug und einen Widerspruch gegen den gesunden Menschenverstand nennen. Alt ist dieser „Zopf“ ja schon, aber „der“ *Spital* ist, wie wir gesehen haben, fast ebenso alt! Das *Spital* sagen aber auch unsere Welschen und die Franzosen, wenn sie deutsch reden; denn so haben sie es gelernt und so steht es in allen ihren Wörterbüchern. Es ist gewiß keine Todsünde, wenn einer schriftdeutsch sagt der *Spital*, aber noch viel weniger, wenn er sagt das *Spital*. Eine Bereicherung des schriftdeutschen Wortschatzes liegt hier nicht vor; daß das männliche Geschlecht eine Bereicherung an gesundem Menschenverstand bedeuten würde, wird in der „Thurgauer Zeitung“ bloß behauptet, nicht im geringsten zu beweisen versucht und ist höchst unwahrscheinlich. Es ist einfach lächerlich zu erklären: „Jeder Eidgenosse sagt der *Spital*“ und dieses der zum Kennzeichen des gesunden Menschenverstandes und der vaterländischen Gesinnung zu machen. — Aber freilich: Wenn Mutter Helvetia das *Spital* sagen hört, wird sie krank und muß in den *Spital*! — Gute Besserung!

Im Anschluß daran sei folgender Aprilscherz erlaubt:

Frauenfeld, den 1. April 1929.

Der zum Erziehungsdirektor des Kantons Thurgau gewählte bisherige Schriftleiter der „Thurgauer Zeitung“ besuchte heute die Schlußprüfungen einer untern Volksschulklassen. Dabei ereignete sich folgender Auftritt:

Lehrer: Anneli, kannst du mir ein Hausgerät nennen?

Anneli: Der Bank ist ein Hausgerät.

Lehrer: Ganz recht, Anneli; aber man sagt auf hochdeutsch nicht der Bank, sondern die Bank.

Erziehungsdirektor: Nein, das Anneli hat ganz recht. Jeder Eidgenosse sagt der Bank. Die Bank ist ein Unfug, es widerspricht dem gesunden Menschenverstand. Merken Sie sich das und fahren Sie fort, Herr Lehrer.

Lehrer (schüchtern): Aber ich habe einmal in der „Thurgauer Zeitung“ einen Roman gelesen, da hieß es: Die Liebenden ließen sich auf eine Bank nieder.

Erziehungsdirektor: Das war frühner! (Jeder Eidgenosse sagt „frühner“!). Fahren Sie fort, sage ich!

Lehrer: Kannst du mir eine Schulsache nennen, Otto?

Otto: Der Lineal ist eine Schulsache.

Lehrer: Ganz recht, Otto; aber schriftdeutsch sagt man nicht der Lineal, sondern das Lineal.

Erziehungsdirektor (gereizt): Nein, der Otto hat ganz recht. Ich sag auch der Lineal. Kinder und Narren sprechen die Wahrheit! Jeder Eidgenosse sagt der Lineal. Das Lineal widerspricht dem gesunden Menschenverstand; das Lineal ist ein Unfug.

Lehrer (weinerlich): Aber im Seminar hat man uns gesagt,

Erziehungsdirektor (wie oben): Das war frühner! Ich werde den Deutschunterricht am Seminar und an der Kantonschule selbst übernehmen, um den gesunden Menschenverstand im Thurgau einzuführen. Weiter!

Lehrer: Wer kann mir ein Insekt nennen? Seppli?

Seppli: Die Floh ist ein Insekt.

Lehrer: Ganz recht, Seppli; aber schriftdeutsch sagt man nicht die Floh, sondern der Floh.

Erziehungsdirektor (empört): Rein! Rein! Rein! Der Seppli hat recht! Jeder Eidgenosse sagt die Floh! Der Floh widerspricht dem gesunden Menschenverstand! Der Floh ist ein Unfug.

Lehrer (weinerlich): Aber ich habe einmal in der „Thurgauer Zeitung“ die Frage gelesen, wer wohl der Bundesbahnverwaltung den Floh ins Ohr gesetzt habe, zu sagen Bahnsteig statt Perron.

Erziehungsdirektor: Das war frühner! (Jeder Eidgenosse sagt frühner!) Jetzt kommt eine neue Zeit! Jetzt muß der gesunde Menschenverstand eingeführt werden im helvetischen Schnabel. Aber die Aufgabe ist groß und schwer! Ich fürchte meine Kräfte schwinden vor der Zeit. Aber lieber tapfer kämpfend fallen, als ins *Spital*, — allerhöchstens in den *Spital*.

Römische Sprachreinheit.

Adolf Stahr schreibt in seinem Buche „Tiberius“ (Berlin, J. Guttentag 1868), das gleichsam eine Mohrenwäsche an dem von Tacitus übel angeschwärzten römischen Kaiser vornimmt, S. 294—295, folgendes:

„Er war ein strenger Purist, ganz im Gegensatz zu Augustus, der überaus gern griechische Ausdrücke in seine Reden und Briefe einwebte. Tiberius dagegen, obschon er durchaus des Griechischen mächtig war und es mit Leichtigkeit schrieb und sprach, vermied solche Verbrämung seines lateinischen Ausdrucks mit größter Sorgfalt, zumal bei allen öffentlichen Gelegenheiten, bei Senatsvorträgen und dergleichen. Als er einmal im Senat das griechische Wort „*Monopolium*“ brauchen mußte, entschuldigte er sich darüber ausdrücklich. Ebenso wenig litt er, daß der Senat in seinen Dekreten solche fremde Ausdrücke brauchte, sondern ließ dafür stets ein lateinisches Wort an die Stelle setzen, oder wenn ein solches nicht vorhanden war, das Fremdwort lateinisch durch Umschreibung wiedergeben. Kein Römer durfte Zeugnis in griechischer Sprache ablegen, sondern er mußte sich der lateinischen bedienen. Ja

er suchte wohl selbst für gewisse gang und gäbe Fremdwörter neue lateinische zu bilden, nahm es aber auch nicht übel, wenn Sprachgelehrte Grammatiker seine Wortschöpfungen verwarfen. . . . Diese Sorgfalt für die Reinhaltung und offizielle Herrschaft der Römersprache war nicht bloß ein literarisches Verdienst in einer Zeit, wo Sprachmengerei für Eleganz galt, sie war auch eine weise politische Maßregel. Denn auf dieser Reinhaltung der Majestät des Lateinischen, als der Sprache des weltbeherrschenden Volks, beruhte, wie Tiberius einsah, ein nicht geringer Teil des Zaubers der römischen Herrscherautorität über die Hunderte unterworfenen Stämme und Völker. In jüngeren Jahren mochte er indessen seinen Purismus wohl mitunter übertrieben haben, wie ihn denn sein Stiefvater, der durchaus moderne Augustus, darüber neckte, daß er zuweilen nach alten und ungebräuchlichen Ausdrücken hasche."

Das Griechische spielte damals für die Römer dieselbe Rolle wie bei uns das Französische, da es wohl mit noch größerem Recht für feiner und gebildeter galt als ihre eigene Sprache. Aber Tiberius sah ein, daß die wahre Bildung sich in der Pflege der Muttersprache zeige.

S. St.

Aus dem Idiotikon.

104. Heft. Huber & Cie., Frauenfeld.

Das Wasser läuft einem im Mund zusammen bei den Artikeln Schwini und Schwinig. Schon ein volkstümlicher Berner Dichter des 16. Jahrhunderts (Benedikt Gletting) singt: „Es ist seer guot das trübelbluot und bringt uns alten fröud und muot hie by dem schwynnen braten.“ Aus dem Jahr 1567 wird berichtet: „Uff den 8. tag winmonat hat der rat zuo Paris . . . einem jeden hauptman under dem eidgnosischen regiment . . . zwo basieten mit schwinem schambung geschenkt.“ In einem Appenzeller Witz beschwert sich eine Frau bei ihrem Metzger, seine letzte Lieferung Schwinigs sei gar nicht gut gewesen; er fährt sie aber an: „'s Mul zue, Frau! Bo de Totne soll-me gad [nur] Guets säge.“ Nun gibt es aber ein Tätigkeitswort schwine, lautlich verwandt und gleichbedeutend mit schwinden (abnehmen); von diesem könnte auch ein Eigenschaftswort schwinigs abgeleitet werden, und das hat zu dem Wortspiel geführt, daß Speisen, die ihrer Schmachhaftigkeit wegen rasch abnehmen, schwinig genannt werden oder „Schwinis statt Wachsiss“. Ja, in der Volksheilkunde wird dieser Zusammenhang sogar ernst genommen; so wird Schwinigs in einem Zolliker Arzneibuche von 1710 als Mittel gegen die Schwinig oder Schwini (Muskelschwund, auch Schwindsucht!) empfohlen: „Nimm, wann man schwynis Fleisch gässen hat, ein klein Gschirr Wasser, spüel die Feiße ab den Tellern. Es ist kein besser Ding, besser Schwynsalben zu machen für Lüt und Vieh.“ Die Schwinig kann auch der Geldsäckel bekommen. Mit schwinden hängt aber auch zusammen der, die oder das Schwand für Hau oder Kahl Schlag in einem Walde; das Wort kommt aber heute wohl nur noch als Ortsname vor, als solcher jedoch sehr häufig (im Bernbiet allein 34 mal), dazu erst noch in unzähligen Zusammensetzungen. Auf die Art der Rodung deutet z. B. der Name Fürschwand. Verloren ist auch das alte Wort schwänden für schwinden machen (entsprechend wenden zu winden, tränken zu trinken). Ein durch Schwänden von Bäumen gewonnener Platz ist ein Gschwänd oder eine Schwände (Schwendi); beide Wörter kommen noch

häufig als Orts- und Familiennamen vor, so in Choindez im Berner Jura.

Reichhaltig ist natürlich auch die Wortfamilie Schwingen. Unter „Schwung“ kann man aus dem Idiotikon die Griffe und besondern Bewegungen der alten Schweizerkunst kennen und beinahe ausüben lernen; beim Achsel-schwung z. B. werde der Gegner über die Schulter geschleudert; beim sehr beliebten Fläutischwung hebe man ihn in die Luft empor und wirble ihn herum, bis man ihm das eigene rechte Bein um sein linkes schlagen, ihn überspringen und auf den Rücken werfen könne; es gibt aber auch noch einen Gizi-, einen Oni-Hose- oder Meitli-schwung u. a. — Von den vielen Schwänzen sei der Geiß-schwanz (oder das Gäßschwänzli) erwähnt, mit dem Defak Tobler in Teufen die geistliche Macht zu vergleichen pflegte, weil es „breit anfang, aber gleich ende“. Ferner der Farre- oder Hageschwanz, der als Prügelwerkzeug schon lange (wenn auch etwas einseitig) beliebt zu sein scheint; so soll in Zürich schon um 1535 ein Mann seiner Frau damit gedroht haben. Daß der Chageschwanz (Schachtelhalm) nützlich ist zum Scheuern von Geschirr und andern Geräte, ist bekannt; er wird dafür ja auch Chantebuzer oder Zinnchrut genannt. Der Absud davon ist ein volkstümliches Heilmittel gegen Blasenleiden, sogar gegen Lungen-schwindsucht. Weniger bekannt dürfte sein, weshalb man diese Raßenschwänze als Unkraut auf dem Geleise der Uerikon-Bauma-Bahn ruhig wachsen läßt: „Si tüend d' Lokomatif am Buch chühle, dänn laufet's g'schwinder.“

Briefkasten.

E. G., B. (S. Briefkasten 1928, Nr. 9/10.) „Bestmöglichst“ ist das schlechteste Mögliche; nicht viel besser ist „raschmöglichst“, baldmöglichst; ebenfalls nicht richtig erscheint „möglichst bald“, „möglichst rasch“; am richtigsten ist wohl „bestmöglich“, „raschestmöglich“, denn eine Steigerung von „möglich“ ist gar nicht möglich; ein Ding ist entweder möglich oder unmöglich, aber weder möglicher noch möglichst.

E. J., W.

Nachschrift des Schriftleiters. Ein Ding sei entweder möglich oder unmöglich und darum seien Formen wie möglicher und möglichst unmöglich? Sind wirklich alle Dinge im selben Grade möglich? Wissen wir immer im voraus, was möglich ist? Daß ich eine Hantel, die ich 50 mal zu heben pflege, 100 mal hebe, ist wohl unmöglich; ob ich sie 60 mal heben könne, ist nicht sicher, es ist aber möglicher als das 100malige Heben, und daß ich sie 51 mal hebe, ist der möglichste Fall von allen denen, die übers gewohnte Maß hinaus gehen. Ein Ding kann also sehr wohl eher möglich sein als ein anderes und am ehesten möglich von verschiedenen andern. Unlogisch ist diese Steigerung also nicht; Pauls Wörterbuch bezeichnet auch Ausdrücke wie „möglichst gut“ als allgemein üblich. Wenn Logik und Sprachgebrauch übereinstimmen, wird dagegen nichts zu sagen sein.

J. B., Z. Ob die Limmatbrücke bei Rillwangen eine fahrbare oder eine befahrbare Brücke werden solle? Wie wir im Briefkasten der Nr. 9/10 1928 (an M. H., Z.) erklärt haben, drückt die Nachsilbe -bar nach dem Stamm von Tätigkeitswörtern meistens aus, daß ein Gegenstand diese Tätigkeit erleiden könne, daß er also, wenn er brauchbar, brennbar, dehnbar u. s. w. sei, gebraucht, gebrannt, gedehnt werden könne. In diesem Sinne spricht man in der Tat auch von fahrbaren Rügen und nennt die Wagen der Budenleute, die auf die Märkte ziehen, auch etwa fahrbare Häuser, weil sie gefahren, d. h. fahrend bewegt werden können. Danach wäre eine fahrbare Brücke eine bewegliche Kranenbrücke oder eine Schiffsbrücke. Soll aber eine feste Brücke gebaut werden, die befahren werden kann, so gäbe das offenbar eine befahrbare Brücke. Aber wir sprechen doch auch von fahrbaren Wegen, Straßen, Geleisen, Gewässern (so Schiller: „Festig wogete der See und war nicht fahrbar“); wir brauchen das Wort also bereits im Sinne von befahrbar, und so wird man auch die neue Brücke bei Rillwangen, die kein bloßer Lauffeg, aber doch eine feste Brücke werden soll, eine fahrbare Brücke nennen dürfen. — Diesen Winter war auch von „tragbarem Eis“ die Rede; tragfähig wäre unzweifelhaft richtig gewesen, aber tragbar wird auch sonst schon etwa in tätigem Sinne gebraucht.